

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 34

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

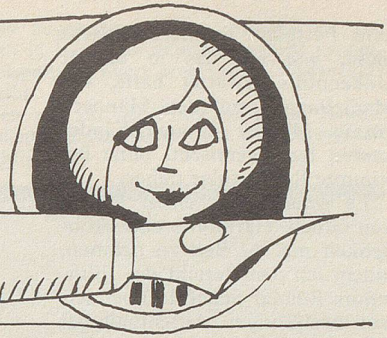
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Das Konsumkind

Anna, eine Bekannte von früher her, rief mich eines Tages an, sie möchte mich noch kurz besuchen, bevor sie wieder nach Deutschland, ihrer «angeheirateten» Heimat, zurückkehre. Ich freute mich auf ihren Besuch und rechnete es ihr hoch an, dass sie dafür noch vierzig Minuten Autofahrt auf sich nehmen wollte.

Natürlich brachte sie Karlheinz, ihren dreijährigen Sohn, mit. Letztesmal, als ich ihn gesehen hatte, war er anderthalb Jahre alt gewesen, zart und weinerlich; er konnte sich noch kaum auf den Beinchen halten und schien merkwürdig wenig Anteil an seiner Umwelt zu nehmen. Nur dass er nichts ausser Zucker essen wollte – und ihn auch bekam, das war mir noch deutlich in Erinnerung. Diesmal machte er sich stärker bemerkbar, das erkannte ich schon von weitem. Die Mutter setzte sich mit ihm und seinen Bauklötzchen auf den Boden und fragte ihn, was er wünsche. «Nach Haause!» schrie er markerschütternd. Das besänftigend gemeinte Angebot, er werde Milch bekommen, verfiel gar nicht, und «Kekse» wollte er schon gar nicht haben. Entschuldigung dachte ich: Vielleicht ist das Kind müde von der Fahrt und jetzt noch bei fremden Leuten ... Wir versuchten dann Tee zu trinken, d. h. ich trank Tee, während die geplagte Mutter ihre Tasse stehen liess, wieder zu ihrem Sohn auf den Boden kniete und ihn immer wieder nach seinen Wün-

schen fragte. Endlich schien er sich seinen Bauklötzchen zuzuwenden, und wir konnten beinahe zwei volle Sätze miteinander reden. Aber gerade das passte Karlheinz gar nicht. Immer wieder musste die Mutter an seinem Spiel Anteil nehmen, dann wollte er plötzlich doch «Kekse haben» und «Milch haben», was ihm auch prompt gewährt wurde. Die Tasse wollte er «ganz allein» halten und, wie vorauszusehen war, leerte er mehr als die Hälfte des Inhalts auf den Teppich. Dann schrie er den bösen Teppich an und war durch nichts mehr zu beruhigen. Fast flehentlich bat ihn die Mutter, sich doch zu gedulden, sie möchte gerne noch ein wenig bleiben.

Die ohnehin knapp bemessene Zeit ging leider vorbei, bevor wir so recht über den Anfang eines Gesprächs hinausgekommen waren. Immerhin habe ich gerade noch erfahren, dass Annas Mann ein Zweitstudium angefangen hat, während die Frau wie bisher die Familie erhält. Die Wohnung nebenan wurde dazugemietet, damit Papa seine Ruhe hat. Ich fragte zögernd: «Aber ihr wolltet doch seinerzeit beide gleichviel Zeit drangeben für Beruf, Familie und Erziehung?» Anna schaute mich etwas gequält an, und erst jetzt, wie ich ihr voll ins Gesicht sah, erkannte ich, wie abgespannt und müde sie aussah. «Ja», sagte sie, «weisst du, mein Mann übernimmt ja den Kleinen einen ganzen Nachmittag in der Woche, aber manchmal kommt eben etwas dazwischen.» Ich fragte dann nicht mehr, ob dieses blinde Gewährenlassen und Erfüllen jedes

Wunsches ihrem Kind gegenüber nicht vielmehr eine Frucht ihrer Müdigkeit und Resignation als ein Grundsatz ihrer Erziehung sei. Bald darauf musste sie aufbrechen. – Warum gelang es ihr nicht, ihre eigenen Ansprüche neben die des Kindes zu stellen und zu verwirklichen? Warum war ihr Mann nach Paris gefahren und hatte ihr in den kurzen Ferien das Kind allein überlassen?

Nicht, dass ich etwa glaube, solche Beispiele seien bei uns viel seltener, keineswegs. Dieser Vorfall war für mich deshalb besonders eindrucksvoll, weil Kind und Mutter nicht Dialekt miteinander sprachen; dadurch bekam für mich das Ganze etwas beinahe Exemplarisches, wie wenn es einem Lehrbuch für Kinderpsychologie entnommen wäre.

Als die beiden fort waren, stellte ich mir die Zukunft des Buben vor. Karlheinz im Kindergarten, der brüllt, bis jemand ihm alles zuträgt, was er verlangt; Karlheinz als Schüler, der sich für gar nichts anstrengt, dem der Lehrer die Lösung aller Aufgaben nicht nur gebrauchsfertig zubereiten, sondern auch noch gleich eingeben sollte; Karlheinz als Lehrling oder Student, der alles von den andern, nur nichts von sich selbst verlangt. Würde es jemandem gelingen, ihn von seinem Verhalten abzubringen, oder würde er vom Konsumkind zum erwachsenen Vollkonsumenten weitertrödeln? Und Annas Zukunft? Daran mochte ich im Augenblick gar nicht denken. *Nina*

Heisst das Glück Sakuddei?

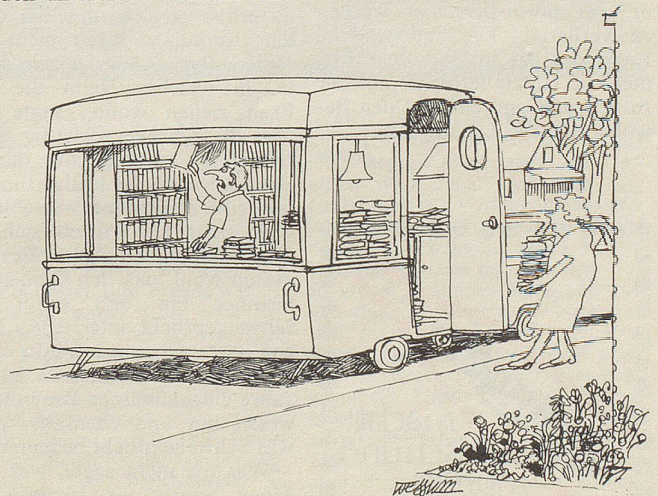
Lange haben die Schweizer Frauen – und vor ihnen Engländerinnen, Deutsche etc. – um die politischen Rechte gekämpft. Noch ist die Kunde der politischen Mündigkeit nicht bis ins letzte Schweizer Dorf gedrungen. Auf andern Gebieten streben wir Frauen – im In- und Ausland – noch um Gleichberechtigung. Vieles sieht auf dem Papier gut aus – in der Praxis hapert's. Ueber Mitspracherecht – für Männer und Frauen – hört man viel. Wörter wie «mitbestimmen» / «mitreden» sind in. «Miteinander-reden» – weniger. Man redet aneinander vorbei oder man spricht überhaupt nicht mit anderen. Aber man ist überzeugt: im Vergleich mit den Naturvölkern ist es bei uns – der Natur leider Entfremdeten – bes-

ser. Bei diesen üben die Männer alle Macht aus, und die Frauen sind dort sowieso rechtlos. Wir kennen ja schliesslich genug Beispiele dafür. Gibt es auch nur ein einziges Beispiel gegen diese Theorie?

Ich weiss eines. Ein Film unter dem Namen «Sakuddei» wurde uns angekündigt. Wir vernahmen, dass die Sakuddei zu den Mentawai-Insulanern im Westen von Indonesien gehörten. Welches Glücksgefühl uns der Film vermitteln würde, ahnten wir nicht. Mein Nebenmann fasste es am Schluss in zwei Wörter zusammen: «diese Harmonie».

Ich kann diesen Film mit seiner Schönheit und Faszination nicht beschreiben. Mir «Hochentwickeltem» fehlt diese Fähigkeit. Aber auf die Stellung der Frauen bei den Sakuddei möchte

ich hinweisen. Mir fiel auf, wie Frauen gleich engagiert antworteten. Als die Leute – der Clan – bei den Interviews Männer und



«Trotzdem hoffe ich, dass wir besseres Wetter haben werden als letztes Jahr.»

zum Festplatz wanderte, schritt nicht, wie ich das in meiner Unkenntnis erwartet hatte, der Medizinmann mit den Männern voraus. Männer, Frauen, Kinder kamen bunt gemischt, ohne bestimmte Reihenfolge daher.

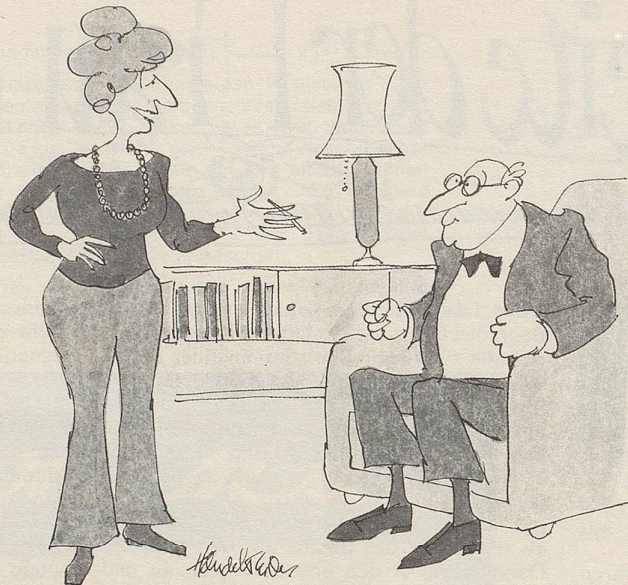
Es gelang mir, einen Hauch von Glück, Harmonie und Fröhlichkeit mit ins Bett zu nehmen, indem ich den Bericht des Filmautors Reimar Schefold über seinen zweijährigen Aufenthalt bei den Mentawai-Insulanern las. Der Bericht hat einen schönen Titel: «Sei gut zu deiner Seele.» Es gibt darin viele Stellen, die gut für unsere Seelen sind, wenn wir sie lesen. Ein Beispiel: «Der Clan hatte kein eigentliches Oberhaupt. Probleme wurden gemeinsam besprochen; Männer und Frauen sassen gemeinsam zusammen und redeten darüber, was zu tun sei, und wenn es noch so lange dauerte. Die Frauen und Kinder waren übrigens auch sonst bei allen Gelegenheiten, wie Zeremonien und Festen, immer mit dabei.»

Als ich das gelesen hatte, musste ich lachen. Da kommen wir Europäerinnen uns so schrecklich fortschrittlich vor mit unseren Rechten, die wir uns erkämpfen mussten. Da haben wir hochzivilisierten Gesellschaften Eheberatungsstellen, Erziehungsberatungsstellen und was derlei Stellen mehr sind. Da reden und schreiben wir Unmengen von Theorien über Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht.

Und da gab es die Sakuddei, die keine Flugzeuge bauten, keinen Tourismus betrieben, das Auto nicht kannten und nie in die Oper gingen . . . und wussten, dass Mitspracherecht beim «Miteinander-sprechen» beginnt und dass die Lebensqualität durch «Miteinander-leben» verbessert wird.

Seit ich den Bericht gelesen habe, nenne ich das Glück für mich «Sakuddei» und betrachte es als für uns unerreichbar. Auch die Mentawai-Insulaner werden es verlieren. Die indonesische Regierung hat ausländischen Firmen die Holzfällerrechte auf der Insel erteilt und entzieht den Bewohnern ihren Lebensraum.

Jenny



«Es ist mir wohl, so wie es ist; und du bist noch immer einer meiner Augäpfel!»

Schweigepflicht

Dieser Tage ging ich Informationen einziehen für eine alte Frau, die auf die Auszahlung einer sogenannten Zusatzrente hoffte. Nicht nur, dass der AHV-Herr nicht einmal aufstand, sondern dass er mir über ca. 3-4 m Abstand hinweg die Informationen zurief, die ich ihm direkt aus der Nase ziehen musste, ärgerte mich, vor allem war es seine Faulheit, die sich in seinem unförmigen Körper ausdrückte. Ich verlangte anhand eines Beispiels zu erfahren, wie vorzugehen sei. Dass ich Papier und Bleistift aus der Tasche zog, missfiel dem Herrn sehr. Zuletzt fragte ich, ob er denn kein vorgedrucktes Formular habe, denn aus diesem ginge doch mehr hervor als aus seinen kargen Erklärungen. Erst da erhob er sich unwillig, denn die Formulare lagen nicht auf seinem Pult. Als er wissen wollte, in welches Heim die alte Frau ziehen wollte, sagte ich, dass diese Frage vorläufig überflüssig sei, es ginge nur darum, abzuklären, ob die jetzige Finanzlage eine Zusatzrente ausschliesse oder nicht. Da brüstete sich der Herr wie ein Gockel: «Sie vergessen wohl, dass ich Gemeindebeamter bin und somit der Schweigepflicht unterstehe.» Darauf sagte ich ganz kühl: «Und Sie vergessen wohl, dass ich 35 Jahre eidgenössische Beamtin gewesen bin und ebenfalls weiss, was Schweigepflicht bedeutet.»

Was ich nicht sagte, war: der Mann wurde als einziger gewählt, weil er eben einziger war, der sich seinerzeit für den Posten

beworben hat, dass ich aber aus 140 Anmeldungen auserkoren worden bin. Und das zu einer Zeit, da, genau wie heute, die Stellensuche schwierig war. Der Mann wird noch einiges lernen müssen, wenn er seinen Posten behalten will. *bu*

S Schätzeli

«Sie sind eine Lislige», sagte die unter mir wohnende Frau Meier zu mir, «von Ihrer Vorgängerin hörte man schon mehr.» «So?» gab ich verwundert zurück.

«Sie kennen doch den Herrn Müller, dem die oberste der Garagen dort drüben gehört, den gesetzten Herrn mit Brille? Ihre Vorgängerin hatte ein Auge auf ihn geworfen, und so hörte man sie jeweils zum Fenster hinausflöten: «Guete Morge, Schätzeli, häsch guet gschlöfelet.»

«Und warum ist nichts draus geworden?» fragte ich, da ich weiss, dass meine Vorgängerin ledig ist.

«Du liebe Zeit, dieser Mann hat doch ganz andere Leidenchaften», kicherte Frau Meier.

Am vorletzten Sonntag schaute ich den Spatzen zu, als Herr Müller, eine grüne Schärpe um den Hals gewickelt, unter dem offenen Garagentor sich mit seinem Auto zu schaffen machte. Der grosse Wagen stand quer zur Garage. Der Besitzer und ein benachbartes Ehepaar umkreisten das Vehikel in Anbetung und mit beschwörenden Gesten. Sie besahen den Wagen von vorne und von hinten und von allen Seiten. Schliesslich versuchten sie, ihn

mit vereinten Kräften zu verschieben, indem sie Teppiche unterlegten. Irgend etwas schien nicht zu klappen. Etwa eine Stunde dauerte das Stossen und das ehrfürchtige Tanzen um die Karosse. Dann nahte ein Jüngling in orangefarbenem Gewande, der eine nicht sichtbare Operation ausführte. Als ich wieder aus dem Fenster guckte, legte sich Herr Müller eben die verrutschte grüne Schärpe ordentlich um den Hals, stieg in den Wagen, winkte dem Ehepaar huldvoll mit der Hand, und dann rollte das Gefährt majestätisch von dannen.

Es war mir ganz klar geworden, wer Herrn Müllers Schätzeli ist. *Isabella*

Aber Sie haben doch nichts dagegen, liebe Isabella? *Nina*

Es kommt immer auf die «Optik» an

Die einen beneiden die, welche zu Hause ein beschauliches Dasein zwischen Kochtopf, Kindern und Kaffeekränzchen führen können. Die anderen möchten mit denen tauschen, die in einem schicken Büro, unter interessanten Leuten einer abwechslungsreichen Arbeit nachgehen. Und kommen die einen eines Tages in die Lage der anderen, ist doch nicht alles so rosig und sieht recht verschieden aus von den erträumten Vorstellungen. Es zeigt sich, dass ein glückliches, zufriedenes Leben zu führen für viele fast unerreichbar scheint. Aber warum ist es denn so schwer, warum muss man sich immer nach etwas anderem sehnen? Jeder hat sein Leben nur einmal zu leben, und es ist schade, es damit zu vertun, indem man ständig «dem anderen» nachrennt und dabei vergisst und verlernt, mit dem zu leben, was einem die eigene Umwelt bietet.

Früher war ich Sekretärin – heute Hausfrau. Anfangs kam ich mir oft minderwertig vor, daran war vor allem die Umwelt schuld, die eine Nur-Hausfrau uninteressant macht. Ich begann plötzlich meinem Beruf nachzutrauern, auf den ich früher eigentlich oft geschimpft habe und tröh war, als ich damit aufhören konnte. Jetzt habe ich mein eigenes Patentrezept gefunden: Ich verbinde meine beiden «Berufe» Sekretärin + Hausfrau miteinander. Sie werden staunen, wieviel Parallelen sich zwischen Hausfrauenarbeiten und Sekretärinnenberufen finden lassen, denn wo liegt ein Unterschied? Wenn es früher hiess «wo ist die Akte Meier?», tönt es heute dafür «wo ist denn mein blaues Hemd?»

Zur Regelung des Kinderhütendienstes musste ich ein wohl-

87.71

Eptinger macht frisch und munter

durchdachtes Organisationsprogramm erstellen, wann und wo ich meine Kinder abgeben kann und wann ich wessen Kinder übernehmen muss. Es braucht gute Koordination, um dazwischen meinen Hobby- und Sprachkurs, den Bummelnachmittag mit der Freundin, den Washtag, den Wocheneinkauf und den Besuch beim Coiffeur unterzubringen. Viel Geduld brauchte es immer, der Lehrtochter etwas beizubringen und zu erklären. Bei den Schulaufgaben mit meiner Monika geht es mir nicht anders. Unverhoffter Besuch bringt mir mein Programm genauso durcheinander, wie wenn der Chef plötzlich eine Sitzung einberief oder vorzeitig von einer Reise zurückkam. Arbeiten, die ich nicht gerne erledige, gab es natürlich auch im Büro. Damals waren es die Abrechnungen, heute sind es die Hemden, die gebügelt werden müssen. Dafür macht es mir richtig Spass, ein ordentliches Haushaltsbuch zu führen, das Kassabuch im Sekretariat machte ich pflichtbewusst nebenbei. – Meine häusliche «Registrator» ist schon etwas vereinfacht, da muss ich lediglich aufpassen, die Socken, Pullis, Hosen und Hemdchen von Franz und Peter nicht zu verwechseln.

Mein Mann ist auch ein richtiger Schatz, denn er hat mir vertrauensvoll die ganze Geldab-

wicklung mit der Bank überlassen, und wenn wir uns einmal ein Wertpapier anschaffen wollen, ziehe ich alle nötigen Erkundigungen ein. Entschieden wird dann gemeinsam. Er sagt, «mit solchen Transaktionen hast Du früher ja auch zu tun gehabt, warum sollen Deine ganzen Kenntnisse verkümmern?»

Der grosse Vorteil zu vorher ist aber doch die Freiheit und dass ich für meinen Bereich wirklich «alleinverantwortlich» bin. Mit meiner neuen Optik habe ich für meine Arbeit und meinen Lebensbereich sehr viel gewonnen, und ich bin dadurch eine zufriedene Frau. Roswitha Hechler

Reserviert

Der katholische Frauenverein einer deutschen Stadt machte eine Romreise mit verschiedenen Abstechern zu Aussichtspunkten und Sehenswürdigkeiten. Die Reise wurde vom Sekretariat des Erzbischofs organisiert, so dass für die Damen überall die nötigen Eisenbahnwagen und Hotelzimmer reserviert waren. Alles klappte vorzüglich. Aber beim Besteigen einer bekannten Bergbahn in der Schweiz staunten die Damen doch sehr, als sie in einen Wagen steigen mussten, an dem eine Tafel hing «Reserviert für die erzbischöflichen Frauen». Lisette

Echo aus dem Leserkreis

Nomen est omen

Im Nebi Nr. 28 äusserte sich «es» zum Thema der Namen, die Kinder ihren Eltern heute oft geben. Bald sind es die Vornamen, manchmal Kosenamen, während «Vater» und «Mutter» nicht mehr «in» sind. Es mag durchaus sein, dass in einer unbeschwertem und fröhlichen Atmosphäre «Trudi» und «Toni» für Mutter und Vater zärtlich gemeint sind und der Achtung keinen Abbruch tun. Das Vermeiden der Anrede von Vater und Mutter kann aber in vielen Fällen ein Ausweichen bedeuten. Man anerkennt die Eltern nicht mehr als Personen, denen man einen gewissen Respekt oder Gehorsam schuldet.

Wie unserer Nina geht es auch mir auf die Nerven, wenn Frauen vom Papi und Mami von Mami reden, wenn sie im Gespräch mit mir ihre Gatten meinen. Mich stört dies nicht bloss, weil sie damit auf ihre eigenen Namen verzichten, sondern weil durch diese Ueberbetonung der Elternrolle die ebenso wichtigen Beziehungen zwischen den Ehepartnern veröden und versanden können. Isabella

«Mama, Papa oder Vornamen»

Zum Thema «Mama, Papa oder Vornamen» möchte ich etwas Selbsterlebtes beifügen. Mein Mann und ich standen auf dem Flugplatz unter vielen andern Leuten und warteten auf die Ankunft der

Am 3. August, einem heiteren Sommertag, haben Angehörige und Freunde auf dem Friedhof Hörnli in Basel für immer Abschied genommen von Bethli. Mit dem Nebelspalter trauert eine grosse Leserschaft von Frauen und Männern um Bethli.

In dankbarer Erinnerung lassen wir auf der Frauenseite, auf Bethlis Seite, ein Lebens- und Persönlichkeitsbild folgen, verfasst von einer guten Freundin und Berufskollegin Bethlis. Nina

Liebes Bethli!

Ein Nachruf

Bethli hatte mir einmal in einem Brief geschrieben: «Die Toten sind erst tot, wenn man nicht mehr von ihnen spricht, ob lachend oder traurig. Und sie bleiben da, weil – und so lange – sie mit einem weiterleben.»

So ist es sicher im Sinne «der grossen, alten Dame der schweizerischen Frauenbewegung» – wie Emil Kirschbaum sie in der «Basler Zeitung» nannte –, wenn wir ein wenig von ihr sprechen.

Wer war Bethli? Sie selbst sagte im Buch «Musik für einen Gast» zu Roswitha Schmalenbach: «Ich war Rechtsanwältin. Ich hatte ein eigenes Büro, kurze Zeit, und dann habe ich geheiratet und bin mit meinem Mann nach Amerika gezogen für zwei Jahre. Zurück in der Schweiz, habe ich mein Büro nicht mehr eröffnet, sondern habe als Rechtsrepetitor gearbeitet, und das war eigentlich eine ganz angenehme Sache. Und dann habe ich das Büblein erwartet, das jetzt nicht mehr ganz ein Büblein ist, und darum musste ich einen Beruf suchen, wo ich zu Hause arbeiten konnte. Ich bin Journalistin geworden.»

Im Jahre 1919 schrieb Kurt Tucholsky über das Couplet, über jenes kleine, meist witzige Strophenlied: «In dem, was Tausende und Hunderttausende allsonntäglich und heute auch allwöchentlich erheitert, rührt und aufpulvert, kannst du erkennen, was Geistes Kinder da wohnen. Ach, es sind meistens Stiefkinder!»

Hier ist ein Feld, ein Acker, eine Scholle – sie liegen brach. Bebaut sie!»

Und 20 Jahre später bebaute Bethli aufs beste und «mit feinstem Handgelenk» die Frauenseite des Nebelspalter, formte sie – die mit Tucholsky befreundet gewesen – ihre Leitartikel sozusagen zu Couplets in Prosa und wurde für ihre Leser zum Begriff der Unerschrockenheit und Unbestechlichkeit und jener seltenen Mischung von Bildung und Ursprünglichkeit, von Herz, Verstand und Humor.

Wir alle erinnern uns noch an Frau Bänzli, die Frieda hiess, und an Herrn Bänzli, ihren Schaagg, an all die Gestalten und Dinge, über die sich Bethli ihre hintergründigen Gedanken machte, denn, «gällesi», pflegte sie allemal zu sagen, «wenn man auch einen viel besseren Charakter hätte als unser-einer – man kann doch nicht umhin, seine eigenen Beobachtungen zu machen.»

Ihre Beobachtungen leben unvergessen weiter, sie regen uns heute noch zum Nachdenken oder Schmunzeln an, man spricht von ihnen, so wie man weiter von Bethli sprechen wird, lachend und traurig. Yolanda

Chartermaschine, die uns unsere Teenager-Tochter aus England zurückbringen sollte. Der Strom der Ankommenden war so immens, dass wir vergeblich nach ihr Ausschau hielten. Da schrie plötzlich ein grosses, blondes Mädchen: «Papi, juhu, Papi!» Sie hatte ihn zuerst entdeckt. Ihre Freude war offensichtlich gross, denn noch immer winkte sie und schrie. Auch meine Freude war gross: Wie erwachsen sie geworden war und wie schön! Warum nur schaute der Papi leicht verärgert drein, freute er sich denn nicht? Das Rätsel löste sich gleich bei der Umarmung. Er sagte: «Papi, Papi-Schreien so vor allen Leuten, du könntest mich doch von nun an beim Vornamen rufen!»

Aha! Von einem gewissen Alter an macht eben die Anrede «Papi» ein wenig älter und sie erweckt doch nicht mehr das alte Lustgefühl, der Vornamen aber verjüngt eher oder stempelt zumindest nicht geradewegs zu einem älteren Herrn. (Was, Sie haben schon eine so grosse Tochter?) Kurz und gut, von diesem Moment an bürgerten sich in unserer Familie die Vornamen ein zur Zufriedenheit aller. Allerdings muss ich beifügen, dass, wenn die Tochter krank oder unpässlich war oder wenn sie sonst ein ernstes oder etwas heikles Anliegen hatte, sie ganz unbewusst zum altgewohnten «Mami» zurückkehrte – was mich jedesmal besonders freute. Suzanne



**SEIT 1974
STABILE
HOTEL-
ZIMMER-
PREISE
IM
TESSIN!**

**HOTELLISTE
ERHÄLTICH BEI
ETT, 6501 BELLINZONA**